

ANDREA
HIRATA *Die
Regenbogen-
Truppe*

ROMAN
HB HANSER BERLIN



Das Buch

Wenn der Morgen auf Belitung, Indonesien graut, kann nichts sie aufhalten. Die Schüler der *Regenbogentruppe* – Söhne und Töchter von Fischern und Minenarbeitern – wollen nicht eine einzige Unterrichtsstunde verpassen, denn für sie ist die Schule die einzige Möglichkeit, der Armut zu entkommen. Da ist zum Beispiel Lintang, das mathematische Genie, oder Mahar, der Künstler und angehende Schamane. Und Ikal, der seinen Weg macht: von der Armenschule über das Studium in Paris und London zum gefeierten Schriftsteller. Wie Khaled Hosseini in *Drachenläufer* verarbeitet Andrea Hirata zugleich seine eigene bewegende Geschichte und eröffnet uns dabei tiefe Einsichten in ein zerrissenes Land.

Der Autor

Andrea Hirata wurde 1984 auf Belitung, Indonesien geboren. An der University of Indonesia schloss er ein Wirtschaftsstudium ab. Mit einem EU-Stipendium setzte er seine Ausbildung in Paris und London fort und erwarb einen Master of Science. Er lebt in Bandung City in West Java, südlich von Jakarta.

Andrea Hirata
Die Regenbogentruppe
272 Seiten. Gebunden. 19,90 €
Erscheinungsdatum: 28.01.2013
ISBN 978-3-446-24146-6

ANDREA HIRATA

Die Regenbogentruppe

Hanser Berlin

1 An jenem Morgen hockte ich auf einer langen Bank im Schatten eines dicht belaubten Filicium, eines japanischen Baumfarns. Mein Vater saß neben mir, hatte mir den Arm um die Schultern gelegt und nickte den anderen Eltern und Kindern, die auf der Bank gegenüber saßen, mit einem Lächeln zu. Es war ein ganz besonderer Tag: mein erster Schultag.

Am Ende der beiden Bänke war eine offene Tür, durch die man in ein leeres Klassenzimmer sah. Die Angeln saßen schief im Rahmen, ja, das ganze Schulgebäude stand so schief, dass es jederzeit umzufallen drohte. In der Tür warteten zwei Lehrer. Man hätte sie für das Empfangskomitee eines großen Fests halten können – ein älterer Herr mit einem gütigen Gesicht, Bapak K. A. Harfan Effendi Noor, oder Pak Harfan, der Rektor der Schule, und eine junge Frau mit Kopftuch, Muslimah Hafsari oder kurz Bu Mus. Beide lächelten, genau wie mein Vater.

Bu Mus' Lächeln wirkte allerdings etwas gezwungen, sie war ganz offensichtlich angespannt. Zum wiederholten Male zählte sie die Kinder, die auf der langen Bank saßen. Ihr stand die Sorge im Gesicht, und sie merkte gar nicht, wie ihr der Schweiß über die Augenbrauen lief. Die Tropfen rannen herunter und hinterließen eine Spur auf ihrer gepuderten Wange. Mit ihrem verschmierten Gesicht sah sie fast so aus wie die Dienerin aus *Dul Muluk*, einem unserer altüberlieferten Dorfstücke. »Neun Kinder. Erst neun, Pamanda, noch immer einer zu wenig«, sagte sie besorgt zum Rektor. Pak Harfan blickte in die Ferne.

Ich fühlte mich unwohl, weil ich sah, wie aufgeregt Bu Mus war, und weil mich die Gefühle meines Vaters bedrückten. Obwohl er an diesem Morgen so freundlich zu mir war, verriet sein Arm, den

er um mich gelegt hatte, wie heftig sein Herz pochen musste. Ich ahnte, wie schwer es ihm, einem Bergarbeiter von siebenundvierzig Jahren mit geringem Lohn, aber vielen Kindern, fallen musste, seinen Sohn zur Schule zu schicken. Es wäre einfacher gewesen, mich an einen Marktstand oder einen Kapitän am Hafen zu geben, damit ich als Helfer oder Träger zum Einkommen der Familie beitragen konnte. Mich zur Schule anzumelden bedeutete dagegen, sich auf Jahre hinaus in Unkosten zu stürzen.

Ich hatte nicht den Mut, ihm ins Gesicht zu sehen. Mein Vater war nicht der Einzige, den die Unruhe plagte. Auch den anderen Eltern auf der langen Bank war anzusehen, dass sie mit ihren Gedanken woanders waren, auf dem morgendlichen Markt oder bei den Fischkörben am Strand, im Grunde überzeugt davon, dass ihre Kinder als Helfer dort viel besser aufgehoben wären. Sie glaubten keineswegs daran, dass die Ausbildung ihrer Kinder in irgendeiner Weise die Lage der Familie verbessern könnte. Sie waren nur gekommen, weil sie Angst vor den Vorwürfen der Gemeindeverwaltung hatten, wenn sie ihre Kinder nicht zur Schule schickten.

Ich kannte alle, die vor mir auf der Bank saßen, mit Ausnahme eines kleinen, dreckigen Jungen mit rötlichem Kraushaar, der versuchte, sich von seinem Vater loszureißen. Der Vater war barfuß und trug eine einfache Baumwollhose.

Alle anderen waren gute Freunde von mir. Trapani zum Beispiel, den seine Mutter auf dem Schoß hatte, Kucai, der neben seinem Vater saß, Sahara, die schon die ganze Zeit schmolte, weil sie sofort ins Klassenzimmer wollte, ihre Mutter es aber nicht erlaubte, oder Syahdan, der ganz allein gekommen war. Wir waren Nachbarskinder, Malaien aus Belitung, und wir gehörten alle zur ärmsten Bevölkerungsschicht der Insel. Auch die Muhammadiyah war eine der ärmsten Dorfschulen auf Belitung. Es gab nur drei Gründe, warum unsere Eltern uns hier angemeldet hatten. Erstens, weil Muhammadiyah-Schulen keine Gebühren nahmen und sie lediglich freiwillige

Beiträge zahlten, soweit sie es eben konnten. Zweitens, weil unsere Eltern hofften, dass eine frühe Unterweisung im Islam uns später vor schlechten Einflüssen bewahren würde. Und drittens, weil wir sowieso keinerlei Chance hatten, von einer anderen Schule genommen zu werden.

Bu Mus wurde immer nervöser und blickte auf die breite Straße auf der anderen Seite des Schulhofs, in der Hoffnung, es könnte sich doch noch ein Schüler verspätet einfinden. Der zuständige Schulrat in der Erziehungsbehörde von Südsumatra hatte erklärt, die Muhammadiyah müsse geschlossen werden, falls sich weniger als zehn neue Schüler anmeldeten, auch wenn sie die älteste Grundschule in Belitung sei. Letztes Jahr waren zwar noch elf neue Schüler zusammengekommen, aber in diesem Jahr war Pak Harfan pessimistisch. Ingeheim hatte er bereits eine Ansprache zur Auflösung der Schule vorbereitet.

»Wir warten bis elf Uhr«, hatte Pak Harfan erklärt.

Niedergeschlagenheit breitete sich aus, alle schwiegen. Bu Mus hielt nur noch mühsam die Tränen zurück. Heute war ihr erster Unterrichtstag, der Tag, an dem ihr sehnlichster Wunsch, Lehrerin zu werden, in Erfüllung gehen sollte. Vergangene Woche erst hatte sie in der Bezirkshauptstadt Tanjung Pandan die Gewerbeschule für Mädchen abgeschlossen. Sie war gerade mal fünfzehn Jahre alt. Reglos stand sie unter der Schulglocke und starrte in die Ferne, über den Schulhof hinweg zur großen Straße, aber niemand tauchte auf.

Die anderen Kinder und ich waren tief enttäuscht. Es war niederschmetternd, dass unsere Begeisterung, etwas zu lernen, ins Leere laufen sollte, bloß weil ein einziger Schüler fehlte.

»Es sind erst neun, Herr Direktor«, rief Bu Mus. Sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Schon mehrmals hatte sie auf diesen Umstand hingewiesen, der doch bereits allen Anwesenden bekannt war.

Schließlich war es fünf nach elf und damit die festgelegte Zeit mehr als um. Vorsichtig nahm ich die Hand meines Vaters von der Schulter. Sahara weinte laut in den Armen ihrer Mutter. Sie trug neue Schuhe und Socken, ein neues Kleid, einen Dschilbab, und hatte sogar Schulbücher, einen Ranzen und eine Wasserflasche dabei.

Pak Harfan trat zu den Eltern und wechselte mit jedem von ihnen ein paar Worte. Manche klopfen ihm auf die Schulter, um ihn zu trösten. Bu Mus standen die Tränen in den Augen. Pak Harfan setzte zu einer Rede an: »*Salam alaikum!*« Doch in dem Moment, als er die ersten Worte aussprach, drehten sich alle überrascht um, weil Trapani auf die andere Seite der großen Wiese vor der Schule zeigte und schrie: »Harun!«

Und tatsächlich kam von ganz da hinten ein hoch aufgeschossener, dünner Junge angehinkt. Er war sehr ordentlich gekleidet und frisch gekämmt. Er trug ein weißes Hemd mit langen Ärmeln, das er in die Hose gesteckt hatte. Er hatte X-Beine und schwankte beim Gehen hin und her. Es war Harun, ein lustiger Bursche, den wir alle gut kannten. Er war schon fünfzehn und etwas zurückgeblieben. Er kam freudestrahlend näher, rannte eher, als dass er lief. Dabei achtete er nicht auf seine Mutter, die kaum hinterherkam. Völlig außer Atem erreichten die beiden die Schule und standen nun vor Pak Harfan.

»Herr Lehrer ...«, rief die Mutter außer Atem. »Nehmen Sie Harun, Herr Lehrer, die nächste Sonderschule ist doch auf Bangka, und dort können wir ihn nicht hinschicken. Dazu reicht unser Geld nicht. Und vor allem ist es viel besser, er geht hier zur Schule, als dass er zu Hause bleibt. Da jagt er mir nur die Hühner.«

Harun zeigte ein breites Lächeln, bei dem seine langen, gelben Zähne zu sehen waren.

Pak Harfan lächelte ebenfalls und blickte zu Bu Mus hinüber.

»Genau zehn Schüler«, stellte er fest.

Harun begrüßte uns und wir brachen in lautes Geschrei aus.

Sahara stand auf, strich ihren Dschilbab glatt und setzte entschlossen ihren Ranzen auf. Bu Mus war verlegen. Ihr rollten nun Freudentränen über die Wangen.

2 Bu Mus kam zu den Eltern, die noch auf der langen Bank saßen, sprach ein paar freundliche Worte mit ihnen und schickte uns nach und nach in den Klassenraum. Jedem wurde ein Sitznachbar zugeteilt. Schließlich blieben nur noch ich und der kleine schmutzige Junge mit dem roten Kraushaar, den ich noch nicht kannte, übrig. Der Junge roch unangenehm nach verbranntem Gummi.

»Dein Junge soll neben Lintang sitzen«, sagte sie zu meinem Vater.

Als Lintang das hörte, versuchte er, sich von seinem Vater loszumachen. Der wollte ihn zurückhalten, aber Lintang entwand sich dem Griff seines Vaters, sprang auf, rannte in die Klasse und suchte sich selbst einen freien Platz.

Bu Mus trat an Lintangs Vater heran. Der Mann sah aus wie eine vom Wind zerzauste Kasuarine, die, vom Blitz getroffen, schwarz und dürr geworden war. Er war Fischer, aber sein Gesicht ähnelte eher dem eines Urwaldbewohners, besaß jedoch einen sanften Ausdruck.

Lintangs Familie stammte aus Tanjung Kelumpang, einem Fischerdorf, weit abgelegen an der Küste. Wer dorthin wollte, musste durch vier Mangrovenwälder, Sumpfgebiete, die bei uns als unheilvoll angesehen wurden. Dort konnten einem Krokodile über den Weg laufen, so groß und dick wie Palmenstämme. Das Küstendorf lag im östlichsten Zipfel von Belitung, in der ärmsten Gegend der Insel. Für Lintang war die Kleinstadt, in der sich unsere Schule befand, eine Art Metropole. Um mit dem Fahrrad dahin zu kommen, musste er vor Tagesanbruch losfahren.

Lintangs Familie hatte es über Generationen nicht geschafft, sich aus der Armut zu befreien, die alle Malaien traf, die Fischerei betrieben. Das Meer lag zwar vor der Tür, aber sie besaßen keine eigenen Boote und waren deshalb von anderen abhängig. In diesem Jahr allerdings hatte Lintangs Vater beschlossen, dass etwas geschehen müsse, damit zumindest einer seiner Söhne diesem Kreislauf entkam. Wenn die täglichen vierzig Kilometer auf roten Kieswegen, die Lintang jeden Tag mit dem Fahrrad zur Schule fahren musste, seine Begeisterung allerdings brechen sollten, dann sei es ein Wink des Schicksals, dass er ebenfalls Fischer werden sollte.

Lintang würde also neben mir, dem anderen kleinen Jungen mit krausen Haaren sitzen. Der Brandgeruch, der mir vorhin in die Nase gestiegen war, rührte von seinen Cunghai-Sandalen her, die aus Autoreifen gefertigt und schon ganz ausgefranst waren.

Als ich Lintang in die Klasse folgte, begrüßte er mich mit einem unerwartet kräftigen Handschlag. Er sprach unablässig mit Feuereifer in jenem etwas eigenartigen Belitunger Dialekt, der für die Leute aus den abgelegenen Gegenden typisch ist. Seine Augen leuchteten. Er war wie eine Pilea, eine Kanonierblume. Wenn ein Tropfen Wasser auf ihre Blätter fällt, schleudert sie ihren Blütenstaub von sich und entfaltet sich, voller Glanz und Vitalität.

Bu Mus teilte Formulare an die Eltern aus, auf denen Name, Beruf und Anschrift eingetragen werden sollten. Alle machten sich ans Ausfüllen, nur Lintangs Vater nicht. Der nahm zögernd das Blatt und hielt es von sich gestreckt wie etwas sehr Fremdartiges. Er stand da und rührte sich nicht vom Fleck.

»Frau Lehrerin ...«, sagte er leise, »entschuldigen Sie, aber ich kann nicht lesen und schreiben.« Ohne Umschweife bekannte er ebenfalls, dass er nicht einmal sein Geburtsjahr wisse.

Da stand Lintang auf, trat zu seinem Vater und nahm ihm den Fragebogen aus der Hand. Er rief: »Ich werde das Formular später ausfüllen, Frau Lehrerin, wenn ich lesen und schreiben gelernt habe.«

Alle waren verwundert, dass ein so kleiner Junge seinem Vater beistand.

Lintang drehte seinen Kopf aufgeregt nach allen Seiten wie eine Nachtule. Mit weit aufgerissenen Augen staunte er alle Gegenstände im Klassenraum an: das lange Lineal, die Blumenvase aus Keramik auf dem Tisch von Bu Mus – ein Produkt des Werkunterrichts der Klasse sechs –, die abgenutzte Wandtafel, die zertretenen Kreidereste auf dem Boden.

Lintangs Vater beobachtete die wachsende Begeisterung seines Sohnes mit einem vagen Lächeln. Dieser Mann, der das Datum seiner Geburt nicht kannte, dachte an den Tag, an dem es seinem Sohn das Herz brechen würde, wenn er in der zweiten oder dritten Klasse womöglich von der Mittelschule würde abgehen müssen, weil er, der Vater, die Kosten nicht mehr aufbringen konnte oder weil der Sohn sogar zum Lebensunterhalt der Familie beitragen musste. Für Lintangs Vater war Bildung ein Rätsel, eine Art Wunder. Von den vier Generationen, die er zurückdenken konnte, war Lintang der Erste, der zur Schule gehen konnte. Die Generationen davor gehörten ins Antediluvium, in die Zeit vor der Sintflut, als die Malaien noch als Nomaden herumzogen. Damals trugen sie Kleider aus Baumrinde und beteten den Mond an.

*

An diesem ersten Morgen neben meinem Sitznachbarn sah ich eine Szene, die mir später noch oft in den Sinn kam. Ich beobachtete Lintang, wie er unbeholfen einen großen Bleistift in die Hand nahm, als wäre es ein Küchenmesser. Sein Vater hatte ihm den falschen Stift gekauft. Er hatte zwei farbige Enden, eines rot, das andere blau. Ein Stift, wie ihn ein Schneider benutzt, um den Stoff zu markieren, oder ein Schuster, um den Schnitt auf das Leder zu übertragen. Jedenfalls kein Stift, der zum Schreiben taugt. Auch das Heft, das er dabei hatte, war das falsche, eines mit Hilfslinien. Sol-

che Hefte brauchte man erst in der zweiten Klasse für die Schreibrift. Was ich jedoch ewig bestaunen werde, ist die Tatsache, dass ein bitterarmer Fischersohn, der damals zum ersten Mal in seinem Leben einen Stift und ein Schreibheft in der Hand hielt, uns in den folgenden Jahren immer wieder mit seinem hellen Verstand faszinierte. Lintang überstrahlte mit seinen Geistesblitzen die dunklen Wolken, die unsere armselige Schule umgaben. Der Junge mit den wirren Locken entwickelte sich zu dem genialsten Menschen, den ich in meinem ganzen Leben getroffen habe.

7 Filicium, den japanischen Baumfarn, pflanzen Gärtner gern, wenn sie Vögel anlocken möchten. Sein dichtes Laub kennt keine Jahreszeit. Schöne kleine Papageien, Serindit genannt, besuchen ihn oft. Bevor sie in unser Filicium hinter der Schule einfallen, flogen die grünen Vögel jedoch immer zur Vorsicht zuerst auf die oberen Äste des benachbarten Ganiterbaums, sahen sich nach allen Seiten um, ob irgendwo noch Konkurrenten oder Feinde lauerten, stürzten dann hinunter und machten sich mit ihren scharfen Schnäbeln, mit denen sie sogar Drähte durchbeißen können, über die kleinen Früchte her. Dabei spähten sie, ständig wachsam, nach

rechts und links. Daraus konnten wir die Lehre ziehen: Wenn du schön bist, hast du kein ruhiges Leben.

Nach den Serindit kam eine Schar Stare. Ihr Erscheinen erregte bei uns kein Aufsehen. Niemand kümmerte sich um sie, weder Raubvögel noch Menschen, entsprechend unbekümmert hackten sie mit ihren Schnäbeln nach den Früchten, die die Serindit zurückgelassen hatten.

Gegen Mittag flogen dann einige Schneidervögel ein, still wie ein Windhauch. Schöne Vögel, aber nicht so aufgeregt wie die grünen Serindit. Sie pickten Raupen und Würmer von der Rinde des Filicium und flogen lautlos wieder davon.

Was für die Vögel galt, galt auch für uns: Das Filicium bestimmte unseren Tag. In seinen Ästen bauten wir uns Behausungen, in seinem Laub spielten wir Verstecken, in seine Rinde ritzen wir unsere Freundschaftsschwüre, auf seinen Wurzeln hockten wir, wenn uns Bu Mus Geschichten erzählte, und unter seinem dichten Laubwerk spielten wir Froschhüpfen und übten Theaterszenen ein.

Wenn der Unterricht zu Ende war, hatten wir keine Lust, nach Hause zu gehen. Wenn der Sonntag bevorstand, konnten wir den Montag kaum erwarten.

*

In der ersten Woche fassten wir noch kein Buch an. Stundenlang lauschten wir gebannt den wundersamen Geschichten, die Bu Mus und Pak Harfan uns erzählten.

In der zweiten Woche war ich am Montag schon sehr früh morgens da. Meine Ungeduld, Bu Mus und Pak Harfan wiederzusehen, war zu groß. Als ich die Tür zu unserer Klasse öffnete, bekam ich einen Schreck. In der gegenüberliegenden Ecke hatte es sich eine Kuh bequem gemacht. Auf der anderen Seite saß Lintang, ebenso ruhig. Obwohl er mit Abstand den weitesten Schulweg hatte, war er morgens immer der Erste.

An diesem Tag lernten wir, das ABC bis zum Buchstaben E aufzusagen. Die Woche drauf konnten wir dann schon mit einiger Mühe die ersten sieben Buchstaben des Alphabets schreiben, von A bis G.

»Jede Woche sieben Buchstaben«, verkündete Bu Mus. »In einem Monat kennt ihr alle Buchstaben, und danach lernen wir Wörter schreiben.«

In der dritten Woche hatte ich großen Spaß dabei, so merkwürdige Buchstaben wie Q, V und X zu entdecken. Ich fragte mich nur, warum man sich etwas ausdenkt, was so selten gebraucht wird. Während ich mir darüber noch den Kopf zerbrach, hob mein Sitznachbar die Hand.

»*Ibunda Guru*«, rief er.

Bu Mus schaute auf. »Ja, Lintang?«

»Könnten Sie mir bitte das Formular geben, das Sie meinem Vater bei der Einschulung ausgeteilt haben? Ich möchte es ausfüllen.«

Bu Mus lächelte. »Geduld, Lintang. Wir haben doch gerade erst die Buchstaben kennengelernt. Später, in der zweiten Klasse, wenn du schreiben gelernt hast, kannst du es ausfüllen.«

Lintang stand auf. »Ich möchte es jetzt ausfüllen. Ich hab's meinem Vater versprochen.«

Wir wunderten uns.

Bu Mus zögerte: »Kannst du das wirklich?«

»Ja, *Ibunda Guru*«, rief Lintang mit klarer Stimme.

Bu Mus war noch immer skeptisch, aber sie zog die Schublade an ihrem Tisch auf, nahm das Formular heraus und trat zu Lintang. Wir standen alle auf und umringten ihn.

Lintang nahm den Stift, den er sich hinters Ohr geklemmt hatte, biss ins Ende und beugte sich über das Formular. Aufgeregt verfolgte Bu Mus Lintangs magere, schmutzige Finger, wie sie silbenweise mehr malten als schrieben. Langsam, aber durchaus sicher, füllte er die leeren Felder aus.

Name des Schülers: Lintang Samudera Basara

Name der Eltern: Syahbani Maulana Basara

Wir Umstehenden waren sprachlos. Bu Mus sah Lintang geradezu mit Entzücken an, als hätte sie in einer Muschel eine Perle entdeckt. »Großer Gott, Lintang! Allerheiligster Allah ...«

Lintang füllte das Formular vollständig aus und überreichte es lächelnd Bu Mus. An diesem Tag, noch keinen Monat nach Schulanfang, löste Lintang sein erstes Versprechen ein: Er verteidigte das Ansehen seines Vaters.

9 Eines Morgens kam Lintang, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit, zu spät zum Unterricht. Seine Entschuldigung war ziemlich aufregend.

»Ich konnte nicht vorbei. Ein Krokodil, so groß wie ein Palmstamm, lag mitten auf dem Weg.«

»Ein Krokodil?«, fragte Kucai.

»Ich hab geklingelt und in die Hände geklatscht, laut gehustet, um das Krokodil zu verscheuchen. Aber es rührte sich nicht vom Fleck. Ich konnte nur still stehenbleiben und mit mir selbst sprechen. Seine Größe und der Kamm auf seinem Rücken zeigten, dass es der Herrscher in diesem Sumpf war.«

»Warum bist du denn nicht einfach zurück nach Hause gegangen?«, fragte ich.

»Ich hatte schon über die Hälfte des Schulwegs hinter mir, ich werde doch wegen so einem blöden Krokodil nicht umkehren!«

Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was Lintang im Angesicht des Krokodils zu sich selbst gesagt hatte: »In meinem Wortschatz kommt das Wort ›schwänzen‹ nicht vor, außerdem haben wir heute Geschichte des Islam, ein besonders interessantes Fach. Ich möchte so gern die heiligen Verse diskutieren, in denen der Sieg über Byzanz sieben Jahre im Voraus bestimmt wurde.«

»Hast du niemanden um Hilfe gebeten?«, fragte Sahara ängstlich.

»Da war niemand, nur ich, das Riesenkrokodil und der drohende Tod«, entgegnete Lintang trocken. »Ich war verzweifelt. Da hörte ich plötzlich ganz dicht neben mir ein leises Plätschern. Ich fuhr zusammen und bekam es noch mehr mit der Angst zu tun.«

»Was war das?«, fragte Trapani erschrocken.

»Aus dem Sumpf stieg eine unheimliche Gestalt und kam auf mich zu«, erzählte Lintang weiter.

»Wer war das, Lintang?«, wollte Sahara wissen.

»Bodenga ...«

»Ohhh!«, schrien wir alle gleichzeitig auf und schlugen die Hände vor den Mund.

»Vor ihm hatte ich größere Angst als vor jedem Krokodil.«

Wir wussten Bescheid. Jeder an der Ostküste von Belitung kannte den Mann, der aus dem Sumpf emporgestiegen war, aber alle wichen ihm aus.

»Und weiter?«, fragte Borek ängstlich.

»Er ging an mir vorbei, als wäre ich gar nicht vorhanden, und trat ohne Zögern auf das Untier zu. Er fasste es einfach an! Er tätschelte es sanft und murmelte etwas dazu. Es war ganz merkwürdig, es sah aus, als wollte sich das Krokodil ihm unterwerfen, plötzlich wedelte es mit dem Schwanz wie ein Hund.«

Wir waren baff.

»Und einen Moment später«, setzte Lintang vorsichtig fort, »stürzte es sich mit einem ungeheuren Satz in den Sumpf. Das gab einen Krach, als wären sieben Kokospalmen auf einmal umgefallen.«

»Und Bodenga?«, kam es von allen Seiten gleichzeitig.

»Bodenga wandte sich in meine Richtung. Mir war klar, dass er keinen Dank erwartete. Ich hatte Angst, ihm ins Gesicht zu blicken, aber er ging einfach vorüber ...«

»Einfach so?«, fragte ich.

»Ja, einfach so. Ich finde, ich habe Glück gehabt, denn ich habe nun mit eigenen Augen gesehen, welche Macht Bodenga über Krokodile besitzt.«

Es stimmt, ich hatte Bodenga nie selbst bei solchen Taten beobachtet, aber ich kannte ihn besser als Lintang. Ich verband mit Bodenga die Gabe des zweiten Gesichts und den Inbegriff von Mitleid und Trauer.

*

Niemand war darauf aus, mit Bodenga Freundschaft zu schließen. Er war so um die vierzig, sein Gesicht war zerfurcht und von Narben

bedeckt. Zusammengerollt schlief er unter einer Nipapalme, nur mit Palmzweigen zugedeckt, manchmal zwei Tage und zwei Nächte hindurch wie ein Eichhörnchen. Wenn er Hunger verspürte, stieg er in den alten Brunnen vor der ehemaligen Polizeistation, tauchte unter, fing sich einen Aal und verschlang ihn noch im Wasser.

Er war ein absolut unabhängiges Geschöpf, frei wie der Wind. Er war kein Malaie, kein Chinese, auch kein Sawang, er war überhaupt nicht einzuordnen. Er besaß keinerlei Religion und war stumm. Aber er bettelte nicht und stahl auch nicht. Natürlich war er nicht amtlich registriert. Er war taub, denn er hatte einmal im Lenggang nach zinnhaltigen Steinen getaucht und war dabei zu tief geraten, sodass ihm beim Auftauchen die Ohren bluteten.

Bodenga war wie ein einsames Stück Treibholz. Der Einzige aus der Familie, von dem man sonst wusste, war sein einbeiniger Vater. Die Leute erzählten, er habe sein Bein selbst geopfert, um mehr Zaubermacht über die Krokodile zu erhalten. Sein Vater war in der Tat ein bekannter Schamane gewesen, der Krokodile verehrt hatte. Mit dem Vordringen des Islam im ganzen Dorf hatten sich die Leute von Bodengas Familie zurückgezogen, denn diese wollte nicht von ihrem Krokodilkult ablassen.

Bodengas Vater war mittlerweile tot. Er hatte sich von Kopf bis Fuß ganz fest mit Wurzeln des Warungabaums umwickelt und sich in den Mirang gestürzt. Mit voller Absicht hatte er sich den Krokodilen als Beute vorgeworfen. Die Leute fanden später nur Teile seines Holzbeins. Seitdem verbrachte Bodenga seine Tage damit, die Strömung des Mirang zu betrachten, manchmal bis spät in die Nacht.

Eines Nachmittags strömten die Dorfbewohner in großen Scharen zum Basketballplatz der staatlichen Schule. Man hatte gerade ein Krokodil gefangen, das offenbar eine Frau, die in Manggar am Fluss Wäsche gewaschen hatte, gepackt und gefressen hatte. Da ich noch zu klein war, schaffte ich es nicht, mich durch die Menge hindurchzuzwängen, die sich um das Krokodil drängte. Ich konnte nur

zwischen den Beinen der dicht Herumstehenden ab und zu einen Blick erhaschen. Sie hatten dem Krokodil das Maul aufgesperrt und ein Holzscheit als Keil zwischen Ober- und Unterkiefer geklemmt.

Als sie ihm den Bauch aufschlitzten, fanden sie Haare, ein Kleid und eine Halskette. In dem Moment drängte sich Bodenga durch die Menge und fiel neben dem Krokodil auf die Knie. Er war totenbleich. Er machte den Leuten ein Zeichen, dass sie damit aufhören sollten, das Krokodil zu zerlegen. Die Menge wich zurück, und jemand entfernte das Holzscheit aus dem Maul des Tieres. Sie wussten ja, dass die Leute, die Krokodile verehrten, glaubten, sie würden nach ihrem Tod selbst zu Krokodilen. Und sie sahen, dass das Krokodil für Bodenga seinen Vater verkörperte, denn ihm fehlte ebenfalls ein Bein.

Bodenga schluchzte. Sein Schmerz rührte alle.

»*Baya, Baya, Baya ...*«, rief er leise.

Tränen liefen ihm über das pockennarbige Gesicht. Mir rannen auch die Tränen herunter, ich konnte sie nicht zurückhalten. Es war ein qualvolles Wehklagen, das aus seinem stummen Mund drang. Er band das Krokodil zusammen, schleppte den Leichnam seines Vaters zum Linggang hinunter, ließ ihn ins Wasser sinken und folgte der Strömung an der Uferböschung bis zur Mündung. Seitdem hatte man Bodenga nie mehr gesehen.

Das Erlebnis mit Bodenga prägte sich mir an jenem Nachmittag tief ein. Vielleicht war ich noch zu klein, um eine Tragödie wie die von Bodenga und seinem Vater zu erfassen. Doch wann immer mir in den Jahren danach traurig zumute war, stieg in mir die Erinnerung an Bodenga hoch. An jenem Nachmittag hatte mir Bodenga gezeigt, was Vorahnung bedeutet. Und zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich, wie furchtbar einen das Schicksal treffen und wie blind Liebe sein kann.

*

Anders als ich, hatte Lintang keine emotionale Beziehung zu Bodinga. Aber es war nicht das erste Mal, dass ihm ein Krokodil den Weg zur Schule versperrte. Lintang setzte immer wieder dem Unterricht zuliebe sein Leben aufs Spiel. Aber er fehlte niemals. Vierzig Kilometer hatte er täglich auf seinem Schulweg zurückzulegen. Wenn der Unterricht bis zum Nachmittag dauerte, kam er erst bei Dunkelheit zu Hause an. Mich schauderte manchmal, wenn ich an seinen Schulweg dachte.

Dabei waren noch gar nicht die anderen Schwierigkeiten eingerechnet, wie etwa Wege, die in der Regenzeit manchmal bis in Brusthöhe überflutet waren. Wenn das Wasser zu hoch war, ließ er sein Fahrrad an einem höhergelegenen Baum stehen, schwamm durchs Wasser und lief dann zu Fuß weiter.

Da es bei ihm zu Hause keine Uhr gab, verließ sich Lintang auf die natürliche Zeit. Einmal krächten die Hähne, und Lintang eilte zum Morgengebet. Danach holte er sein Fahrrad und machte sich auf den Weg zur Schule. Unterwegs kamen ihm Zweifel, denn es war noch sehr kalt und stockdunkel. Im Urwald war noch kein Laut zu hören. Auch keine Vogelstimmen wie sonst. In der Tat war es erst um Mitternacht herum. Er ließ sich mitten im Wald unter einem Baum nieder, umarmte seine Knie und wartete, zitternd vor Kälte, auf den Morgen.

Ein andermal riss die Kette an seinem Fahrrad. Weil sie schon zu oft gerissen und deshalb zu kurz war, ließ sie sich auch nicht mehr reparieren. Trotzdem kehrte er nicht um. Er nahm das Fahrrad und schob es die restlichen Kilometer. Als er in der Schule ankam, wollten wir gerade heimgehen. In der letzten Stunde hatten wir Musik gehabt. Lintang freute sich, dass er nach vorn kommen und vor der ganzen Klasse das Lied »Dir mein Vaterland« singen durfte.

Dir, mein Vaterland, versprechen wir

Dir, mein Vaterland, dienen wir

Dir, mein Vaterland, widmen wir
Mein Vaterland, du bist uns Leib und Seele.

Lintang sang mit Hingabe, keine Spur von Müdigkeit in seinen funkelnden Augen. Nachdem wir das Lied beendet hatten, nahm er sein Fahrrad wieder und schob es die zwanzig Kilometer nach Hause.

*

Anfangs hatte Lintangs Vater geglaubt, sein Sohn würde schon in den ersten Wochen aufgeben, aber da hatte er sich geirrt. Lintangs Begeisterung nahm nicht ab, sie stieg sogar von Tag zu Tag, denn er liebte die Schule und war geradezu süchtig danach, tief in die Geheimnisse des Wissens einzudringen. Wenn er nach Hause kam, ruhte er sich nicht etwa aus, sondern schloss sich den anderen Kindern im Dorf an, um bei der Kopraaufbereitung zu helfen. Das war sein Ausgleich dafür, dass er den »Luxus« genoss, zur Schule gehen zu dürfen.

Als Lintang noch in der ersten Klasse war, fragte er eines Tages seinen Vater nach einem ganz einfachen Problem bei den Hausaufgaben.

»Komm doch mal her, Vater. Wie viel ist vier mal vier?«

Sein Vater, der ja Analphabet war, lief hin und her. Er blickte durchs Fenster weit hinaus aufs Meer, und als Lintang einen Moment nicht aufpasste, schlüpfte er heimlich zur Hintertür hinaus und lief, so schnell er konnte, durch das Lalang-Gras ins Dorf, um sich bei der Gemeindeverwaltung Rat zu holen. Dann rannte er ebenso schnell zurück nach Hause, schlüpfte unbemerkt durch die Hintertür herein und stand wieder vor seinem Sohn.

»Vier ... hm, vierzehn, mein Junge, du brauchst keine Zweifel zu haben, vierzehn, nicht weniger und nicht mehr«, sagte er noch außer Atem und lächelte breit vor Freude. Lintang sah seinem Vater

tief in die Augen, ein Stich fuhr ihm ins Herz, ein Schmerz, der ihn geloben ließ: Ich muss ein gescheiter Mensch werden. Nach diesem Erlebnis war Lintang noch eifriger in der Schule. Weil er für das große Fahrrad anfangs noch zu klein war, konnte er nicht auf dem Sattel sitzen, sondern nur auf der Mittelstange, wobei er selbst dann die Pedale nur mit den Zehenspitzen erreichte. Er hüpfte auf der Stange auf und nieder und biss sich auf die Lippen, um alle Kraft zusammenzunehmen. Trotzdem kam er gegen den Wind nur langsam voran. So ging das Tag für Tag.

*

17 Es war ein herrliches Gefühl, allmählich erwachsen zu werden. Nun gab es auch Unterricht in Dingen des praktischen Lebens. Wir lernten zum Beispiel, wie man gewürzte Eier kochte, stickte oder *menata janur* anfertigte, den traditionellen malaiischen Festschmuck aus jungen Kokosblättern. Wir fingen an, Englisch zu radebrechen: *this is good, that is good, excuse me, I beg your pardon* und *I am fine, thank you*. Die Aufgabe, die uns am meisten Freude machte, war das Übersetzen von Songs. Klassiker wie *Have I told you lately that I love you* waren mit einem Mal richtig aufregend.

Das Lied handelt von einem Jungen, der es hasst, vom Lehrer losgeschickt zu werden, um Kreide zu kaufen. Bis ihn eines Tages auf diesem Weg am Fischmarkt sein Schicksal ereilt.

Auch bei uns gehörte der Auftrag, Kreide zu kaufen, zu den Pflichten, die niemand mochte. Ähnlich verhasst war das Blumen gießen. Sämtliche Farnarten, angefangen von Geweihfarnen bis zu zig Töpfen mit kleinblättrigen Farnen, die Bu Mus besonders liebte, mussten mit größter Vorsicht behandelt werden, als wären sie

kostbares chinesisches Porzellan. Sie achtlos zu behandeln war ein schweres Vergehen.

»Das ist Teil der Erziehung!«, lautete der Kommentar von Bu Mus.

Das Wasserschöpfen aus dem Brunnen hinter dem Schulgebäude war eine echte Sklavenarbeit. Man musste zwei große Eimer füllen und auf den Schultern nach vorn schleppen, aber das war nicht das Schlimmste – der alte Brunnen war furchtbar unheimlich! Er war so tief, dass man nicht auf den Grund sehen konnte, als führte er in eine andere Welt oder in ein Nest von bösen Geistern. An den Morgen, an denen ich mich in der Frühe dort hinunterbeugen und Wasser schöpfen musste, spürte ich die Last des Lebens immer überdeutlich.

Nur wenn ich dann die schön gestreiften Cannas gießen konnte, fühlte ich mich wieder besser. Ach, wie herrlich diese Blumen waren, die ursprünglich einmal wild auf den feuchtheißen Hügeln Brasiliens wuchsen. Die dicht stehenden grünen Blätter bilden einen interessanten Kontrast zum Farbspiel der jungen Blüten, die in ursprünglicher Schönheit erstrahlen. Wenn sie blüht, strahlt die ganze Welt. Aber sie ist ein sehr empfindliches Gewächs, beim Gießen muss man äußerst vorsichtig sein. Es heißt ja auch, dass nur, wer eine ruhige Hand besitzt und ein reines Herz, sie ziehen kann – eben Bu Mus, unsere Lehrerin.

Wir besaßen einige Exemplare dieser wunderschönen Cannas und hatten ihnen mit allgemeiner Zustimmung einen Ehrenplatz zwischen dem Zwergpfeffer und der Spitzblume zugewiesen. Wenn sie alle gleichzeitig blühten, war es ein Fest.

Das Gießen erledigte ich immer in größter Eile, damit ich es rasch hinter mir hatte. Bei den Cannas aber ließ ich mir Zeit. Dann träumte ich und stellte mir vor, was wohl andere Menschen dächten, wenn sie mitten in so einem kleinen Paradies wären.

Unser kleiner Garten lag genau vor dem Büro unseres Schulleiters. Ein schmaler Pfad mit viereckigen Steinplatten führte hinein.

Zu beiden Seiten wucherten Monstera, Nolina, Veilchen, Erbsen, kleine Kasuarinen, Taro und hoch aufgeschossene Begonien, die nicht gegossen zu werden brauchten. Die Pflanzen wuchsen wild durcheinander, mischten sich unter andere leuchtend bunte Blumen, deren Namen niemand kannte, und die unterschiedlichsten Gräser.

Unsere Schulglocke hing an einer langen Stange, an der die Zweige eines Flaschenkürbisses rankten. Ungehindert kletterten sie an der Holzwand unserer Schule hoch, bis zum Dach, auf dem sich schon einzelne Schindeln von den Nägeln gelöst hatten. Andere Kürbisranken stiegen am Jambu- und am Granatapfelbaum hoch, die uns Schatten spendeten. Die jungen Kürbisfrüchte hingen vor dem Fenster des Lehrerzimmers, sodass man sie mit der Hand erreichen konnte. Die Finken machten sich über sie her. Den ganzen Morgen schwirrten dort Hummeln und Honigbienen herum. Wenn ich intensiv auf das Summen der vielen Bienen hörte, wurde mein Körper ganz schwerelos und ich hatte das Gefühl zu schweben.

Unser Blumengarten war einerseits gut gepflegt, besaß aber auch einen verwilderten Teil. Im Hintergrund stand unser schiefes Schulhaus, wie ein leerstehendes verlassenes Gebäude aus einer früheren Zeit. Das verlieh dem Ganzen den Charakter eines natürlichen Paradieses.

Wären da nicht die Schrecken der Geisterhöhle im Brunnen gewesen, hätte das Blumengießen großen Spaß machen können.

*

Das Besorgen von Kreide dagegen war wirklich schlimm. Der Laden *Sinar Harapan* – auf Deutsch »Hoffungsstrahl« – war der einzige im Ostteil von Belitung, der Kreide führte. Der Weg dorthin war entsetzlich weit. Der Laden lag in der verkommenen Gegend rund um den Fischmarkt. Wenn man keinen starken Magen hatte, musste man sich bei dem Gestank von eingelegten Rettichen, fer-

mentierten Bohnen, Tapioka, Krabbenmehlpaste, kleinen Trockenfischen, Tamarinde, Sojasoße, roten Bohnen und Jengkol-Bohnen, die in angerosteten Blechschüsseln vor dem Laden herumlagen, übergeben. Wer kühn genug war, den Laden zu betreten, dem trieb der scharfe Geruch von Mottenkugeln die Tränen in die Augen, und er musste die zweifelhaften Ausdünstungen von Ölfarben, Räucherholz, Seifenpulver und Insektengift ertragen und sich an Plastikbeuteln mit Kinderspielzeug und Fahrradschläuchen vorbeitasten, die überall herumhingen. Auf den Metallregalen lagerte angeschimmelter Tabak, der auch nach Jahren noch keine Käufer gefunden hatte.

Waren, die sich nicht verkauften, wurden keineswegs weggeworfen, denn der Ladenbesitzer litt unter pathologischem Sammelzwang. Unfähig, sich von irgendetwas zu trennen, häufte er nutzlose und ausgediente Dinge an. Der unerträgliche Gestank wurde noch ergänzt durch den Schweiß der Lastenträger, alles Sawangs, die Säcke mit Mehl auf den Schultern trugen, unermüdlich hin und her liefen und sich dabei lautstark in ihrem eigentümlichen Idiom unterhielten.

Eines Morgens waren Syahdan und ich an der Reihe, zu diesem Laden zu fahren. Wir stiegen aufs Fahrrad und verabredeten, dass Syahdan die erste Hälfte des Weges treten sollte, bis zum chinesischen Friedhof, während ich auf dem Gepäckträger saß. Von da an sollte ich dann übernehmen. Auf dem Rückweg wollten wir es genauso machen. Außerdem machten wir aus, bei jedem steilen Anstieg abzusteigen und das Rad abwechselnd zu schieben, jeder eine bestimmte Anzahl von Schritten.

»Steigt erst mal ab, Majestät«, neckte mich Syahdan, als der erste Anstieg kam.

Er war außer Atem, lachte aber über das ganze Gesicht und verbeugte sich wie ein Höfling. Syahdan freute sich über jede Aufgabe, die er übernehmen konnte, einschließlich des Blumengießens, wenn er auf diese Weise vom Unterricht befreit war. Kreide besorgen war

für ihn wie kurze Ferien. Außerdem konnte er bei dieser Gelegenheit mit den jungen Ladenmädchen schäkern. Ich stieg missmutig ab. Ich hatte nichts übrig für seine Scherze.

Bald gelangten wir zu einem niedrigen Gebäude in der Form eines Mondkuchens, in dessen Mitte hinter einer Glasplatte das Porträt einer jungen Frau angebracht war. Ringsherum hatten sich Tropfen von rotem Kerzenwachs abgesetzt. Das war der Eingang zu dem Friedhof, der die erste Etappe markierte. Damit war ich nun an der Reihe.

Schlecht gelaunt stieg ich auf und trat halbherzig in die Pedale. Von der ersten Raddrehung an stieg die Wut in mir hoch, ich verfluchte diese Aufgabe, den miesen Laden und die dämliche Vereinbarung, die wir getroffen hatten. Ich schimpfte über die Fahrradkette, die viel zu stramm gespannt war und deswegen schwer ging. Ich haderete mit der Welt, die nie auf der Seite der Armen war, und ärgerte mich über den viel zu hohen Sattel. Syahdan war eine Last, obwohl er so klein und dünn war. Er dagegen genoss es, hinten zu sitzen, und piffte den Schlager *Semalam di Malaysia*, »Eine Nacht in Malaysia«. Er scherte sich nicht um mein Gemeckere.

Endlich waren wir am Fischmarkt angekommen, der sich am Flussufer befand, damit abends der gesamte Müll einfach in den Fluss gespült werden konnte. Allerdings lag das Gelände nur knapp über dem Meeresspiegel, was zur Folge hatte, dass bei starker Flut ganze Berge von organischem Abfall wieder angeschwemmt wurden und sich in den engen Marktgängen ausbreiteten. Wenn dann der Wasserstand wieder sank, blieb der ganze Müll an den Tischbeinen, an den Tonnen, an Bäumen, an zerbrochenen Zäunen und herumliegenden Holzbalken hängen. Das also war unser Markt, das Ergebnis einer großartigen modernen Stadtplanung, die malaisische Fachleute von Dorfniveau geschaffen hatten. Es war ein kurz vor der Explosion stehendes Chaos.

Eine Schachtel Kreide zu verkaufen, war kein besonders gewinnbringendes Geschäft, also mussten wir uns gedulden, bis der Ladenbesitzer eine Gruppe von Männern und Frauen bedient hatte, die sich Tücher um den Kopf geschlungen hatten.

A Miauw, der Ladenbesitzer, war eine Erscheinung, die Schrecken verbreitete. Er hatte einen Schmerbauch, trug stets nur Unterhemd, Shorts und Sandalen. Immer hielt er ein langes Notizbuch in der Hand, mit einem Batikmuster vorne drauf – darin waren die Schulden verzeichnet. Den Bleistift hatte er hinters Ohr geklemmt. Auf dem Ladentisch stand ein *sempoa*, ein Abakus, der einen nervös machen konnte, wenn die Kugeln klackernd hin- und hergeschoben wurden.

Der Laden war eigentlich ein Lagerraum. Hunderte verschiedener Waren stapelten sich hier lückenlos bis zur Decke. Außer dem Gemüse und den anderen Esswaren in den angerosteten Blechschüsseln gab es Gebetsteppiche, eingelegte *kedondong*, Goldpflaumen, in alten Glasbehältern, Farbbänder für Schreibmaschinen, Rostschutzfarbe und Kalender mit Fotos von Frauen im Bikini. In der langen Glasvitrine lagen billigster Gesichtspuder, Alaunsalz, Knallfrösche, Munition für Luftgewehre, Rattengift, Feuerwerkskörper und Fernsehantennen zum Verkauf aus. Wenn es jemand besonders eilig hatte, beispielsweise in höchster Not ein Mittel gegen Durchfall verlangte, konnte er nicht damit rechnen, dass A Miauw es schnell fand. Manchmal wusste er nämlich selbst nicht mehr, wo er die einzelnen Artikel aufbewahrte. Er ertrank langsam in seinen vielen Waren.

»*Kiak-kiak!*«, rief A Miauw ungeduldig, und Bang Arsyad näherte sich eilfertig.

»*Magai di Manggara masempo linna?*«, fragten die Leute mit den Kopftüchern verwundert, als sie den Preis der Glühstrümpfe für Petroleumlampen sahen. »Sind die in Manggara nicht billiger?«

»Kito lui, ba? Ngape de Manggar harge e lebe mura?« Bang Arsyad benutzte ein mit Malaiisch vermisches Khek und reichte die Klage der Leute an seinen Chef weiter. Die erste Frage kam in Khek, die zweite im Belitunger Malaiisch.

Mir war schon furchtbar übel von dem Gestank, aber der Dialog fesselte mich: Drei Männer, jeder von ganz unterschiedlicher Herkunft, kommunizierten in ihrer jeweiligen Muttersprache und verstanden sich. Ihre Rollen waren ganz typisch verteilt.

A Miauw trat gern etwas arrogant auf und war alles andere als freundlich. Aber er war ein strenger Anhänger des Konfuzianismus und verhielt sich als Händler ehrlich und anständig wie kein zweiter. Im harmonischen Gefüge unserer Gesellschaft waren die Chinesen die tüchtigsten Kaufleute und Unternehmer. Die Hersteller waren anderswo zu Hause, die kannten wir nur von der Angabe »made in« im Boden von Töpfen. Die Malaien dagegen bildeten vor allem die Konsumenten, je ärmer, desto konsumfreudiger. Und die Leute mit den Kopftüchern, die von einer anderen Insel kamen, ließen ihre Einkäufe von den Sawang tragen. Neben dem Schleppen von Zinnsäcken stellte das eine weitere Verdienstmöglichkeit für sie dar.

Der Kreidekauf war eine Routineangelegenheit, die immer gleich ablief. Nachdem man während der langen Wartezeit in dem stinkigen Laden fast ohnmächtig geworden war, befahl A Miauw mit durchdringender Stimme jemand Unsichtbarem, einen Karton Kreide zu holen. Aus einem Raum im Hintergrund wurde mit der klaren, hellen Stimme einer Schamadrossel eine Antwort gerufen. Es musste ein junges Mädchen sein.

Der Karton mit der Kreide wurde durch eine kleine viereckige Öffnung herausgereicht, wie man sie an einem Taubenschlag hat. Zu sehen war nur eine feine rechte Hand, die die Kreide durch dieses Loch schob. Das Gesicht ihrer Besitzerin blieb ein Geheimnis,

hinter der Holzwand verborgen, die den Laden vom hinteren Lagerraum abtrennte. Das geheimnisvolle Wesen richtete nie auch nur ein einziges Wort an mich. Es schob nur rasch die Schachtel mit der Kreide heraus und zog die Hand blitzschnell wieder zurück, wie jemand, der einen Brocken Fleisch in einen Tigerkäfig wirft. So ging das jahrelang, es war immer dasselbe.

Sooft die Hand erschien, konnte ich nie einen Ring an einem der leicht nach oben gebogenen, schlanken, feinen Finger entdecken, aber ihr Handgelenk umschloss ein grünes Armband aus Jade. Der eigentliche Schmuck an dieser Hand aber waren die außergewöhnlich schönen Fingernägel. Ich habe bei Malaien noch nie so schöne Fingernägel gesehen, geschweige denn bei Sawang. Die Nägel waren so fein, dass sie durchsichtig schienen. Und sie waren mit großer Akkuratess halbrundförmig geschnitten, alle fünf Finger in perfekter Harmonie.

Die Haut um die Nägel herum war zart und rosig, sie musste sie regelmäßig in warmem Wasser mit den Spitzen von Ylang-Ylang-Blättern baden. Wenn die Nägel länger wurden, bogen sie sich sanft nach unten, schön wie ein bläulicher Quarzkristall aus der Tiefe des Mirang. Jedenfalls anders als die Fingernägel malaiischer Mädchen, die vorn nur immer breiter wurden, wie die Zinken einer Harke.

Ich hatte nun schon unzählige Male den lästigen Auftrag bekommen, Kreide zu besorgen. Der einzige Ausgleich für die ungeliebte Pflicht war für mich der Moment, in dem die schönen Fingernägel kurz zu sehen waren. Weil ich schon oft genug da gewesen war, wusste ich inzwischen auch, wann die mysteriöse kleine Dame ihre Nägel schnitt: immer freitags, einmal alle fünf Wochen.

Ihr Gesicht bekam ich nicht ein einziges Mal zu sehen. Sie antwortete nicht einmal auf mein Dankeschön, mit dem ich die Kreideschachtel entgegennahm. Sie schwieg in tausend Sprachen. Das geheimnisvolle junge Mädchen war wie die Verkörperung eines fremden Wesens aus einem unbekanntem Land. Beharrlich hielt sie

Abstand zu mir. Da gab es kein Gespräch, keine Zeitverschwendung für Nebensächlichkeiten. Ich war für sie so unwichtig wie die Kreide.

Manchmal plagte mich die Neugier, ich wollte wissen, wie die Besitzerin der himmlischen Fingernägel aussah. Ob ihr Gesicht so schön war wie ihre Nägel? Ob die Finger ihrer linken Hand genauso schön waren wie die der rechten? Oder ob sie vielleicht nur eine Hand hatte? Sie wird doch ein Gesicht haben! Aber alle diese Fragen behielt ich für mich. Ich hätte nie gewagt, nach ihrem Gesicht zu schielen. Wenn wir die Kreide bekommen hatten, kehrten wir meistens sofort nach Hause zurück. A Miauw notierte den Kauf in seinem Buch, und Pak Harfan bezahlte dann zu jedem Monatsende. Mit den Geldfragen hatten wir nichts zu tun. Wenn wir mit der Kreide an ihm vorbeikamen, kümmerte sich A Miauw nicht mehr um uns. Er klackerte nur mit den Kugeln am Abakus, als wollte er sagen: »Eure Schulden sind schon ziemlich hoch!«

Für A Miauw waren wir Kunden, die nur Arbeit machten, aber nichts einbrachten. Wenn sich Syahdan gelegentlich mal die Luftpumpe von ihm lieh, gab er sie ihm zwar, konnte aber einige Verwünschungen nicht unterdrücken. Ich ekelte mich vor seinem Unterhemd.

Die Luft wurde immer heißer. Im Laden fühlte man sich wie in einem Kochtopf. Zum Glück brüllte A Miauw endlich den Befehl, mir die Schachtel mit der Kreide durch die Tür des Taubenschlags zu geben. Mit einem Blick gab er mir anschließend das Zeichen, die Schachtel zu holen.

Ich lief, so schnell ich konnte, mit zugehaltener Nase an den Säcken mit dem Knoblauch vorbei. Es waren nur noch wenige Schritte bis zum Taubenschlag, da streifte ein winziger Lufthauch mein Ohr. Ich ahnte nicht, dass in diesem Augenblick ein geheimnisvolles Schicksal durch den elenden Laden schwebte, sich um mich wand

und auf Gedeih und Verderb Besitz von mir ergriff. Im gleichen Moment hörte ich das junge Mädchen hell aufschreien: »*Haiyaaaa!*«

Offensichtlich hatte das Mädchen mit den schönen Nägeln nicht aufgepasst und die Kreideschachtel fallen lassen. Die ganze Kreide lag auf dem Fußboden verstreut.

Ich musste also auf dem Boden herumkriechen und die einzelnen Kreidestücke zwischen den Säcken mit Kemirinüssen zusammenlesen. Obwohl die Nüsse schon geschält waren, waren sie noch so feucht, dass einem ihr unangenehmer Geruch Kopfschmerzen machte. Ich hätte Syhdans Hilfe gebraucht, aber der schäkerte mit der Tochter des Martabak-Verkäufers und trat auf, als hätte er gerade fünfzehn Büffel verkauft. Ich wollte ihn nicht beim Prahlens stören.

Ich musste die Kreide also selbst aufsammeln. Etliche Stücke waren unter die offen stehende Tür gerutscht und lagen unter dem dichten Vorhang aus aufgereihten kleinen Muscheln. Dahinter sammelte das junge Mädchen offenbar ebenfalls Kreidestücke auf, denn ich hörte sie schimpfen.

»*Haiyaaa, haiyaaa!*«

Doch mit einem Mal zog sie den Vorhang zurück, und von einer Sekunde auf die andere standen wir uns Auge in Auge gegenüber. Es war ein Gefühl, das ich nicht mit Worten beschreiben kann. Die Kreide, die sie aufgesammelt hatte, fiel ihr wieder aus der Hand. Die Kreidestücke in meiner Hand fühlten sich an wie Eis.

In dem Moment dachte ich, alle Uhren dieser Welt blieben stehen. Sämtliche Bewegung in der Welt wäre plötzlich erstarrt. Mir war, als würde ich schweben. Ich hörte A Miauw rufen, aber ich konnte kein einziges Wort verstehen. Alle meine Sinne waren ausgeschaltet. »*Siun! Siun!* Schnell!«, riefen die Träger, ich sollte beiseitretreten. Es hallte in meinen Ohren von ferne her wider, kam wie aus einer tiefen Höhle, aber ich überhörte ihre Rufe. Meine Zunge war gelähmt, ich brachte kein einziges Wort heraus und konnte

mich nicht bewegen. Das Mädchen hatte mich vollkommen in Bann geschlagen. Ihr Blick traf mich ins Herz.

Sie hatte ein wunderhübsches ovales Gesicht wie Michelle Yeoh, der malaysische Filmstar. Sie trug ein Kleid, als wollte sie zu einer Hochzeit gehen, hellgrün, eng anliegend mit einem Muster aus kleinen Portlandrosen. Jetzt war also ein jahrelang gehütetes Geheimnis gelüftet. Die Besitzerin der schönen Fingernägel war ein schönes junges Mädchen mit einer unbeschreiblichen Ausstrahlung.

Das Blut war ihr ins Gesicht geschossen. Sie schämte sich plötzlich fürchterlich, stürzte fort und schlug die Tür mit Wucht zu. Sie kümmerte sich nicht um die Kreide und nicht um mich, der ich noch wie angewurzelt dastand.

Der Knall der Tür ließ mich wieder zu mir kommen. Ich war verwirrt, schwankte, mir flimmerte es vor den Augen. Eine Zeitlang stand ich sprachlos da, meine Knie zitterten. Mein Atem flatterte, ich hörte das Blut in meinen Adern rauschen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Sie hatte mich wie ein jäher Schlag getroffen.

*

Ich kümmerte mich nicht mehr um die Kreide am Boden. Mit der halbvollen Schachtel in der Hand verließ ich den Laden. Ich fühlte mich so leicht wie noch nie, alle Schwere war von mir abgefallen. Ich kam mir vor wie ein Heiliger, der über Wasser laufen kann. Das klapprige Fahrrad von Pak Harfan sah aus wie neu. Mich hatte ein wunderbares Glücksgefühl erfasst, wie ich es noch nie erfahren hatte. Es übertraf bei Weitem das Glück, das ich empfand, als mir meine Mutter ein Dualband-Transistorradio schenkte, weil ich in meine Beschneidung eingewilligt hatte.

Als ich aufs Fahrrad stieg, blickte ich noch einmal verstohlen zum Laden zurück. Und tatsächlich, da stand das Mädchen mit den wunderschönen Nägeln hinter dem Muschelvorhang und spähte mir nach. Der Vorhang schützte sie etwas vor meinen Blicken, aber

sie verbarg ihre Gefühle nicht. Ich flog wieder auf zu den funkeln- den Sternen, tanzte auf den Wolken. Dort zwischen den ranzigen Kemirinüssen, den Dosen mit Petroleum und den Säcken mit Jeng- kol-Bohnen hatte ich meine Liebe gefunden.

Ich bedachte Syahdan mit meinem schönsten Lächeln, erntete einen verwunderten Blick, hob ihn hoch und setzte ihn hinter mich aufs Fahrrad. Ich war ein Mann von unbegrenzter Kraft geworden. Ich hätte Syahdan mit Vergnügen bis ans Ende der Welt gefahren.

Nach dem Unterricht rief Bu Mus mich und Syahdan wegen der fehlenden Kreide zu sich. Ich schwieg, denn ich wollte nicht lügen. Ich wollte nicht auf ihre Fragen antworten und wollte mich auch nicht verteidigen. Ich war bereit, jede denkbare Strafe über mich er- gehen zu lassen – selbst wenn es heißen sollte, den Eimer wieder he- rauszuholen, den Trapani am Tag zuvor in den schrecklichen Brun- nen hatte fallen lassen. Ich konnte nur an das Mädchen mit den wundervollen Nägeln denken und an den herrlichen Augenblick, als mich die Liebe ergriff. Tatsächlich war meine Ahnung richtig gewesen. Doch als ich in den Teufelsbrunnen stieg, um den Eimer hochzuholen, hatte er sich auf wunderbare Weise verwandelt. Die Höhle der Dämonen war richtig schön geworden. Ja, die Liebe ...